

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 101 Bydgoszcz, 3. Mai Bromberg 1939

Golowin geht durch die Stadt

Roman von Hugo Maria Kritz.

(16. Fortsetzung.)

Mit seinen langen gelben Händen deutete Gödöllö über den Tisch hin auf Cannenburghs Brust.

„Ihr Werk, Herr Doktor Cannenburgh, wenn Sie auch ahnungslos waren, als kämen Sie vom Mond. Ich habe heute abend, gleich als die ersten Nachrichten durchsickerten, mir zu überlegen versucht, wie es so kommen konnte. Es gab nur einen gefährlichen Augenblick, der entscheidend war, nämlich die Sekunde, da Madeleine erfuhr, daß Golowin wieder in der Stadt sei. In diesem Augenblick hätte Kablinski sie festhalten müssen, um ihr Zeit zu geben, ihren Verstand einzuschalten. Er tat es nicht und Madeleine verlor den Kopf. Wenn sie überhaupt dachte, dann mußte sie denken, Golowin sei gekommen, um sie zu holen. Die Enttäuschung muß fürchterlich für sie gewesen sein. In diesen kurzen Augenblicken waren alle ihre Gefühle wieder lebendig geworden, um gleich darauf mit einer Brutalität, wie sie nur das Schicksal selber aufzubringen vermag, niedergeschlagen zu werden. Dies alles, mein werter Herr Doktor, müssen Sie erkennen und erfühlen, um sich über Ihre nächsten Schritte klar zu werden. Denn nur Sie sind in dieser Situation dazu berufen, zu handeln."

Cannenburgh lehnte sich zurück und betrachtete ihn, der sich, „Das schlechte Gewissen von Boguslawa" nannte. Gödöllö sah ihn mit einem bohrenden Blick an, und es wurde Cannenburgh mit einmal völlig klar, wer dieser Mensch war.

„Zwei Fragen", sagte Cannenburgh. „Erstens, warum handeln Sie nicht selbst?"

„Und zweitens?"

„Zweitens —" Cannenburgh runzelte ein wenig die Stirn und beobachtete forschend Gödöllös Gesichtsausdruck — „hat es den Anschein, als wären Sie persönlich in irgend einem Punkte interessiert, den ich zwar nicht erkennen kann, der aber für Sie von einiger Bedeutung ist?"

„Nein", versetzte Gödöllö ohne zu zögern, „das ist nicht der Fall. Wenn ich die Möglichkeit besäße, Madeleine Rado behilflich zu sein, dann täte ich es ohne Sie. Ich aber bin nicht geboren zu handeln. Ich helfe ihr, indem ich Sie zu ihr hinführe, denn ich selbst ich kann vielleicht denken aber nicht handeln, und versuchte ich es so wäre es nur eine Niederlage. In welcher Situation auch immer sich Madeleine befände, sie würde mich abweisen, und Sie werden das verstehen, wenn Sie mich genau betrachten. Von so einem Menschen erwartet man allenfalls Böses. Ich bin dazu verdammt, nur auf Schleichwegen ein anständiger Mensch zu sein." Und wie um diese Feststellung noch zu unterstreichen, entblößte er sein großes und scharfes Gebiß zu einem wahrhaft teuflischen Lachen.

„Ich weiß", fuhr er fort, „Sie haben sich nicht täuschen lassen. Aber um mich zu verstehen, müssen Sie noch folgendes wissen. Madeleine Rado ist mir völlig gleichgültig. Zumindest — sie ist mir so viel oder so wenig gleichgültig, wie diese Kellnerin hier oder eine beliebige Kuhmagd. Wenn ich Madeleines Beine lobend erwähne, so geschieht dies nur mit der Absicht, Sie für Madeleine zu interessieren. Ich weiß ja nicht, ob Ihnen schöne Beine bemerkenswerter erscheinen als eine schöne Seele. Was mich jedenfalls betrifft, so ist es kein Gefühl, das mich für dieses schöne Mädchen einnimmt, sondern lediglich die klare Vernunft. Ich sage, es muß ihr geholfen werden, um Unheil zu vermeiden. Unheil ist immer unvernünftig, und darum muß es abgeschafft werden. Sie sind der einzige Mensch, der mit ihr, so wie die Dinge heute stehen, in Verbindung ist, und aus diesem Grunde werden Sie sich ihrer annehmen bis zu dem Zeitpunkt, da — menschlicher Voraussicht nach — jedes mögliche Unheil ausgeschlossen erscheint. Jetzt sehen Sie wohl ein, warum Sie morgen früh um acht Uhr fünf nicht nach Belgrad fahren können?"

Die Selbstverständlichkeit, mit der Gödöllö über ihn verfügte verdroß Cannenburgh. Er blickte finster auf die Tischplatte und schwieg.

„Zahlen", rief Gödöllö.

Cannenburgh griff in die Tasche.

„O bitte", sagte Gödöllö, „Sie sind mein Gast."

„Nein", sagte Cannenburgh und schüttete eine Handvoll Münzen auf den Tisch.

„Das ist bulgarisches Geld", Gödöllö lächelte mit schmalen Lippen. „Damit können Sie hier nicht zahlen. Sie werden morgen in die Bank gehen müssen, um Dinare zu kaufen."

„Morgen", sagte Cannenburgh, „fahre ich um acht Uhr fünf nach Bulgarien und brauche keine Dinare.

„Wie es Ihnen beliebt", versetzte Gödöllö gleichgültig und erhob sich.

12.

Cannenburgh erwachte durch ein heftiges Klopfen gegen die Zimmertür. Er fuhr hoch, war sofort wach und sah nach der Uhr auf dem Nachttisch.

Es war neun Uhr morgens.

„Herein!" rief er, während er mit der Faust wütend ein Loch in die Bettdecke schlug.

Herein trat der Kellner Juraj mit seinem flachen Lakaiengesicht, eine zerknüllte Serviette unterm Arm und einen Brief in der Hand. Er klappte den Mund auf zu einer devoten Begrüßung, aber dazu kam er nicht.

„Habe ich nicht", schrie Cannenburgh, „ausdrücklich befohlen, mich um sieben Uhr zu wecken? Was ist das für eine elende Schlamperei! Ich habe doch gesagt, daß ich um acht Uhr fünf abreise! Ihr sitzt wohl auf euern verdammten Ohren, wie?"

„'tschuldigen, Euer Gnaden", sagte der Kellner, durchaus gefaßt. „Euer Gnaden haben gestern nacht, als Euer Gnaden nach Hause kamen, ausdrücklich dem Portier ge-

sagt, daß Euer Gnaden heute noch nicht abreisen und daß erst um neun Uhr das Frühstück serviert werden soll."

„Was?" rief Cannenburgh und stieß den Kopf vor. „Das soll ich gesagt haben?"

„So wahr mir Gott helfe", versetzte Juraj, wobei er sich ein wenig aufrichtete.

Cannenburgh starrte ihn verwirrt an. „Ich?" rief er, „ich soll das gesagt haben? Sie sind ja wirklich völlig verrückt geworden! Da — sehen Sie doch hin! Der Koffer ist fertig gepackt, alles vorbereitet zur Abreise! Und da soll ich — nein!" schrie er und sprang aus dem Bett. „Das ist eine gemeine Intrige! Rufen Sie unverzüglich den Portier herauf! Wir wollen doch einmal genau feststellen, was für ein hinterhältiges Spiel hier mit mir getrieben wird! Was stehen Sie noch herum? Sind Sie schwerhörig? Den Portier, habe ich gesagt!"

Der Kellner blickte auf den Brief in seiner Hand. „Ich gehe schon, Euer Gnaden", sagte er kleinlaut. „Ich wollte nur — bitte sehr." Er reichte ihm den Brief.

Cannenburgh entriß ihn seiner Hand, und während Juraj mit fliegenden Frackschößen aus dem Zimmer eilte, trat Cannenburgh ans Fenster.

Er zog die wackligen und schiefhängenden Jalousien mühsam hoch, fuhr sich mit den Fingern ordnend durch das nachtwirre Haar und öffnete das Fenster.

Ein weicher, warmer Windhauch schlug ihm entgegen. Die Sonne überstrahlte glitzernd die Eisenbahngeleise auf dem Rangiergelände, auf das er herabsehen konnte, und am Himmel, der nicht mehr niedrig und grau über der Stadt hing, sondern hoch gewölbt, tiefblau und leuchtend war, standen in strahlender Weiße übereinandergetürmte Wolken wie ein Gebirge aus Schlagsahne.

Es war noch nicht heiß, ein Frühlingsmorgen von entwaffnender Sanftmut.

Cannenburgh indes fühlte sich keineswegs entwaffnet.

Er stand vor dem Fenster in seinem dunkelblauen Schlafanzug, der ein wenig um seine hohe und hagere Gestalt schlotterte, und betrachtete den Brief. Auch ohne ärgerliche Zwischenfälle gehörte Cannenburgh zu den Männern, die vor dem Frühstück mürrisch, einsilbig und reizbar sind und erst mit der Zigarre nach der letzten Tasse Kaffee ihre gute Laune wiederfinden. Allein, an gute Laune war noch in keiner Beziehung zu denken.

Das Kuvert, ohne Aufdruck, war mit der Hand geschrieben, an Doktor Cannenburgh, Grand Hotel, gerichtet. Er riß es auf. Briefbogen des Polizeipräsidenten. Persönliches Handschreiben.

„Verehrter Herr Doktor", schrieb Juranitsch mit spitzer und ein wenig zittriger Altherrenschrift, „es wäre mir ein großes Vergnügen, wenn Sie mir die Ehre erweisen wollten, mich zwischen 9 und 10 Uhr vormittags in meinen Amtsräumen zu besuchen. Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr untertänigster Diener Juranitsch."

Cannenburgh lachte wütend auf. Untertänigster Diener! Datum von heute, frisch gelöschte Tinte, es konnte noch keine halbe Stunde her sein, daß dieser Brief geschrieben worden war! Also hatte Juranitsch bereits um halb neun gewußt, daß Cannenburgh nicht abgereist war, also hatte man ihn nach wie vor bespitzelt! Als dann der schmutzige kleine Portier sich mit demütig zerknittertem Gesicht zur Tür hereinschob, da fiel es Cannenburgh ganz plötzlich ein, warum er den Zug von acht Uhr fünf hatte versäumen müssen!

„Hören Sie", sagte er und ging mit drohender Miene auf den Mann zu, „ich habe Ihnen gestern doch ausdrücklich gesagt, daß ich um sieben Uhr geweckt zu werden wünsche. Warum ist das nicht geschehen?"

Der Portier warf beide Hände beschwörend in die Luft und seine Augen verschwammen in qualvoller Furcht.

„Aber der gnädige Herr haben doch selbst — ich schwöre beim Leben meiner Kinder! — gesagt, das Frühstück erst um neun Uhr — und daß der gnädige Herr es sich überlegt haben und nicht heute abreisen — so wahr ich hier stehe, gnädiger Herr, das haben Sie gesagt, als Sie in der Nacht heimkamen!"

Cannenburg trat einen Schritt zurück, denn der Portier stank ziemlich heftig nach schlechtem Pfeifentabak.

„Machen Sie kein Theater", sagte er, „ich habe mit Ihnen gar nicht gesprochen, als ich heimkam. Und auf Ihrer schwarzen Tafel stand ja deutlich angeschrieben: sieben wecken. Sie selbst haben es doch notiert! Warum lügen Sie so dumm?"

„Beim Leben meiner Kinder, gnädiger Herr —"

„Schämen Sie sich", sagte Cannenburgh, „Ihre Kinder werden eines jämmerlichen Todes sterben, wenn Sie so frech und falsch schwören! Juranitsch hat Ihnen doch den Auftrag gegeben, mich zurückzuhalten. Das ist das ganze Geheimnis. Seien Sie ein Mann und geben Sie zu, daß es so ist. Zu ändern ist sowieso nichts mehr daran."

Der Portier wackelte mit dem Kopf und begann zu jammern.

„Genug", rief Cannenburgh und wies ihn zur Tür. „Ich will nichts mehr hören. Besorgen Sie mir in zehn Minuten ein Taxi. Ich frühstücke, wenn ich wiederkomme."

Dann wusch er sich, zog sich an und fuhr zu Juranitsch.

Der Polizeipräsident, in einem cremefarbenen Sommeranzug aus Rohseide, mit einem flott getupften Binder und glänzend pomadisiertem und aufgedrehtem Schnurrbart, lief ihm mit ausgebreiteten Armen durch das ganze Zimmer entgegen und begrüßte ihn wie einen verschollenen Blutsbruder, der unerwartet heimkehrt.

Er legte ihm zärtlich die Hände auf die Schultern, sah ihn verzückt an, kicherte ausgelassen und überschüttete ihn mit tönenden Freudebezeugungen.

In seinen engen langen Hosen, die nach der Mode der neunziger Jahre mit dem stolzen Faltenwurf einer Ziehharmonika prunkten, in seinen unendlich schmalen, gelbledernen und ewig krachenden Schuhen tänzelte er in einem wahren Rausch der Freude um ihn herum und schien in seinem ganzen langen Leben niemanden so herzlich und aufrichtig geliebt zu haben wie jetzt eben diesen Mann, den er vor knapp zehn Stunden als einen Schuft, Gauner und Mörder zutiefst verabscheut hatte!

In der Tat war denn auch Cannenburgh in hohem Maße verwirrt über diesen unerwarteten Empfang.

Noch ließ er sich widerspruchslos wie ein Rekonvaleszent, der nach langer Krankheit das Bett verläßt, behutsam und liebevoll zu dem Klubsessel führen, in den er überirdisch sanft niedergedrückt wurde, ließ sich den Hut abnehmen, den Juranitsch mit durchaus respektvoller Geste auf ein Tischchen legte und gab die ersten Zeichen von Widerspruch erst von sich, als ihm Juranitsch eine Zigarrenkiste unter die Nase hielt.

„Danke", sagte Cannenburgh, „ich rauche erst nach dem Frühstück." Daraus mußte Juranitsch schließen, daß Cannenburgh noch nicht gefrühstückt hatte, und er weinte fast vor Kummer darüber, schlug die Hände entsetzt zusammen und stürzte sich auf die Klingel, um „un—ver—züg—lich", wie er sagte, ein Frühstück für Herrn Doktor Cannenburgh kommen zu lassen.

Cannenburgh lehnte das Anerbieten kurz und ziemlich unfreundlich ab.

„Ich", sagte er, durchaus entschlossen, sich kein Blatt vor den Mund zu nehmen, „verstehe nicht ganz, wo Sie hinaus wollen. Sie tun ganz so als ob nichts gewesen wäre. Soviel ich weiß, stehen wir gar nicht so sehr freundschaftlich miteinander. Gestern abend —"

„O bitte, bitte!" Wenn Juranitsch wollte, so konnte seine Stimme die zartesten Flötentöne hervorbringen. „Mißverständnisse, mein lieber Doktor, nichts als Mißverständnisse! Glauben Sie mir, es ist mitunter bitter, seine Pflicht tun zu müssen. Und ich habe ja nur meine Pflicht getan! Ich mußte ja — ich mußte ja— der Sache auf den Grund gehen. Ich bin ebensowenig an Ihrer unwahrscheinlichen Ähnlichkeit mit Golowin schuld wie Sie selbst! Das ist Schicksal! Ich hoffe, Sie werden verstehen, daß ich korrekt gehandelt und nichts unternommen habe, was ich nicht vor meinen Behörden verantworten könnte. Sie werden das gewiß verstehen, Sie sind Gott sei Dank ein Mann von Einsicht."

„Gar nicht", sagte Cannenburgh, „ich bin im Gegenteil ein Mann, der sehr selten etwas einsieht! Zum Beispiel sehe ich schon nicht ein, mit welchem Recht Sie in meinem Hotel den Auftrag geben, mich an der Abreise zu hindern. Selbst wenn ich Golowin wäre, ist, nach Ihren eigenen

Worten, gar keine Veranlassung dazu vorhanden. Er ist so wenig ein Schurke wie Sie und ich, und ich muß in seinem Namen protestieren gegen derartige Eingriffe in die persönliche Freiheit! In Golowins Namen, weil Sie ihn gemeint, und in meinem Namen, weil Sie mich damit getroffen haben!"

„Moment! Moment!" rief Juranitsch und hob beschwörend die Hand. „Seien Sie vorsichtig, Herr Doktor, in Ihrer Beurteilung Golowins. Wenn man ihm nichts nachweisen kann, so ist er darum noch lange kein anständiger Mensch! Glauben Sie mir, ich bin ein alter Kriminalist. Mein Instinkt ist untrüglich."

Cannenburgh lachte kurz auf. „Möglich — in meinem Falle allerdings scheint Ihr Instinkt Sie verlassen zu haben, und ich sehe nicht ein, warum Sie von Golowin eine schlechtere Meinung haben sollten als von mir. Wir sind uns doch völlig gleich, wie Sie sagen."

„Sie sind voreingenommen", sagte Juranitsch. „Sie wissen nichts über Golowin."

„Mehr als Sie."

„Ach", Juranitsch seufzte und verdrehte fromm die Augen, „die arme Madeleine! Dieses arme, verirrte Kind! Sie hat Ihnen gewiß von ihm erzählt, aber sie war nur ein Werkzeug in seiner Hand."

„Und hat mit eigenen Augen zugesehen, wie Golowin den Bankdirektor Donnay ermordete, hat dazu geschwiegen, falsche Aussagen gemacht, kurz, ist die Mitschuldige eines Mörders. Meinen Sie das wirklich?"

„Um Gottes willen!" rief Juranitsch beschwichtigend. „Madeleine ist selbstverständlich über jeden Zweifel erhaben. Sie ist aber befangen in puncto Golowin und darum meine ich, daß Sie über Golowin einseitig informiert worden sind.

„Meine Informationen", versetzte Cannenburgh, „stammen von durchaus unbefangener Seite und sind von keinen persönlichen Neigungen diktiert, sondern lediglich vom gesunden Menschenverstand. Darum erscheinen sie mir weitaus einleuchtender als Ihre kriminalistischen Spitzfindigkeiten."

(Fortsetzung folgt.)

Arzt aus Liebe.

Eine Geschichte von **Frieda Peltz.**

Monika — hieß das Mädchen, und es war krank geworden. Ein alter Mann, der Vater, saß an Monikas Bett und hielt ihre Hand. Seit die Mutter tot war, wußte er sich nicht zu helfen. Monika verlangte nach dem Doktor. Der Alte erschrak und ging sogleich. Er vergaß Stock und Halstuch.

Der alte Doktor war verreist. Der an seiner Stelle kam, war jung und so groß, daß er sich bücken mußte, als er durch die Tür schritt. Am Fußende des Bettes blieb er stehen und sah Monika an. „Halwas", sagte er und neigte ein wenig den Kopf, ohne den Blick von ihr zu lassen. Der Vater rückte an dem Stuhl. „Ja", sagte der Fremde. Er zog den Stuhl ganz nahe zu Monika und legte seine Hand auf ihre Stirn. Sie sollte erzählen, aber sie wußte nur, daß sie schwach sei und nicht aufstehen könne und daß sie Schmerzen habe.

„Hast du Angst, Monika?" fragte er. Sie schüttelte den Kopf. Sie mußte sich aufrichten. Es war mühsam. Er horchte auf ihrem Rücken, nahm sie in den Arm und legte sie sanft wieder zurück. Dann schob er den Stuhl fort und setzte sich auf die Kante ihres Bettes. Monika schloß die Augen. Das Mädchen ist krank zum Sterben, dachte er. Sie wird sechzehn sein. Lieblich ist sie. Ihre Unberührtheit strahlt von der Stirn, sie spricht aus ihren Augen.

Der Alte war im Stuhle eingeschlafen.

Das Mädchen schlug die Augen auf und sah den Arzt. Der Doktor legte den Finger auf den Mund und zeigte auf den Vater. Nun hielten ihre Augen heimlich Zwiesprache.

Du bist so krank — wie schön, Monika, sagten die einen.

Du wirst mich gesund machen, Lieber, antworteten die anderen.

So sprachen die Augen miteinander, bis es den Doktor nicht mehr litt.

Mutwillig stieß er an, und der Alte fuhr empor. Er wollte sich entschuldigen, aber der Arzt ließ ihn nicht reden, er ging an das Bett.

„Diese Nacht noch, Monika", sagt er und setzt sich auf den Bettrand, „dann muß es besser mit dir werden . . ."

„Geh schlafen, Vater", bittet das Mädchen, „der Doktor — ist jetzt da . . ." Sie holt mühsam Atem.

„Ja, ich bleibe hier", sagt Halwas, und der Alte geht gehorsam hinter den Vorhang und legt sich nieder.

Halwas zählt den Herzschlag. Zu wenig, viel zu wenig.

„Wie alt bist du eigentlich, Monika, hm?"

„Im Herbst — zwanzig", sagt sie.

„Also bald . . ." Er bückt sich jäh nach seiner Tasche. Zwanzig schon, denkt er. Er hat du zu ihr gesagt, und es ist ihr nicht aufgefallen. Er vergleicht sie mit anderen Mädchen und sieht sie zärtlich an, ohne es zu wissen.

Halwas hebt ihren Kopf, und sie muß trinken. Sie trinkt wie ein Säugling. „Bitter", sagt Halwas, „sehr bitter, Monika . . ., aber gut . . ." Und er denkt: wie ist sie schön, und er erinnert sich daran, daß er gerufen ist, zu helfen, und daß er anderes nicht denken darf.

Monikas Herz tut, was es will. Dann und wann hört es zu schlagen auf, aber sie lächelt im Schlaf, als ginge ihr Herz sie nichts an. Es ist ein himmlisches Lächeln. Halwas hat plötzlich Angst. Er, der Arzt, hat Angst. Wenn ich sie nicht rette, denkt er, um sich zu beruhigen, bin ich ein Stümper, ein elender Stümper . . .

Die Schwester kommt. Halwas schiebt sein Hemd auf und öffnet eine Ader. Er sieht sein Blut laufen, es ist ein letzter Versuch. Transfussion, sagt der Arzt. Für ihn ist es mehr.

Monika schläft noch immer. Sie fühlt es nicht, wie er sein Blut an das ihre gibt. „Es ist gut, Schwester", sagt Halwas und bringt sie zur Tür.

Es geht die halbe Nacht herum. Der Alte dreht sich dann und wann in seinem Bett. Die Kranke ist nicht wach und nicht schlafend; sie ist in einer Zwischenwelt. Alles, was Halwas versuchte, um sie zu retten, scheint fehlzuschlagen. Da wird er bitter, er verwünscht sein Wissen und seinen Beruf.

Der Morgen zieht herauf, auf dem Hof kräht ein Hahn. Vor dem Fenster weht dichter Nebel. Die Welt ist noch wie verhängt. Halwas legt die Hand vor die Augen. Morgen, vielleicht heute noch, wird sie verblühen, die wunderschöne Blume. Nach dem Ermessen der Doktorweisheit. Aber ist er ein Arzt? Wäre ich nur ein Mensch, quält er sich, ich wüßte dem knöchernen Nebenbuhler das Liebchen besser abzuzwingen! Aber ich bin Arzt, und der Weg ist mir vorgeschrieben, auch wenn er falsch ist. Und diesmal ist er falsch. Solche Krankheit ist selten. Eine Freude müßte Monika haben, eine jähe, große Freude, die ihr das Leben begehrenswert macht, daß sie selber darum ringt . . . Wie er es denkt, kommt es über ihn. Er nimmt das Mädchen in den Arm, gibt ihr zu trinken und behält sie so. „Ich liebe dich", sagt er an ihrem Ohr, „ich liebe dich, hörst du mich? Du darfst nicht sterben, nein! Du mußt leben — für mich — Monika, hörst du? Ich liebe dich. Ich liebe dich über alles Maß . . ."

Monika öffnet die Augen ein wenig. „Ja", flüstert sie, „ja . . ." Der Doktor hat die Welt vergessen. Er hat nur noch den einen Wunsch: daß sie leben bleibe. Er sitzt ihr zu Häupten und spricht es ihr unablässig vor. Zuweilen gibt sie Antwort, süße Antwort — und weiß es nicht.

Darüber kommt der Morgen, und der Alte steht auf. Ängstlich kommt er näher. „Ist sie tot?" fragt er und schluchzt. „Sie schläft", sagt Halwas, „sie wird leben." Er sagt es in die sechste Stunde. Das sind tausend und tausend Mal. Am anderen Ende des Bettes sieht er seinen blassen Schatten, wie wenn der Mensch und der Arzt sich getrennt hätten. „Du bist ein Stümper", sagt er zu dem Schatten, „wenn es nach dir gegangen wäre, läge sie tot. Mein Herz hält sie, mein Herz ganz allein, und mein Herz ist in dieser Nacht stärker gewesen als der Tod . . ."

Der alte Mann holt sein Taschentuch hervor, als er den Doktor mit sich selber reden sieht. Er weint leise vor sich hin. Monika erwacht davon. Sie richtet sich ein wenig auf,

und ihre Augen suchen den Vater. „Weinst du, Vater?“ fragt sie. Er kommt näher und kann es nicht verbergen. „Du mußt nicht weinen, Vater, ich werde ja gesund“, sagt sie. Dann sieht sie auf den Doktor. Sie scheint nachzusinnen, als müsse sie sich an etwas erinnern, aber es fällt ihr, scheint's, nicht ein. Sie nickt ihm zu und versucht zu lächeln. „Sie können jetzt gehen, lieber, — lieber Herr Doktor“, sagt sie, „es geht besser. Ich werde gesund.“

„Ja“, sagt Halwas und steht auf und sucht seine Tasche. Der Alte hilft ihm. „Sie werden müde sein“, sagt er. Halwas nickt. Er geht zu der Kranken, und sie reicht ihm die Hand. „Ich komme morgen“, sagt er. Der Schatten ist verschwunden. Er ist wieder zu ihm zurückgesprungen. Er selber ist wieder der Doktor und darf nicht daran denken, wie schön Monika ist.

Der Alte bringt ihn zur Tür und drückt ihm die Hand. „Ja“, sagt Halwas, „ja . . .“ und hört nicht. Nun wird sie gesund, denkt er.

Die ostpreußische Volksdichterin Johanna Ambrosius †.

Von Carl Lange, Danzig-Oliva.

Im hohen Alter von 84 Jahren starb die seit langer Zeit leidende Dichterin, deren Sohn die schönen Worte auf die Todesanzeige setzte: „Unsere liebe Mutter, Großmutter, Ahne Johanna Voigt, geb. Ambrosius, fand den lange ersehnten, ewigen Frieden“. Ein reiches, aber schweres Leben hat seinen Abschluß gefunden. Oft hörte ich Worte des Erstaunens: „Johanna Ambrosius lebt noch?“ — Nur noch selten brachten Sender und Zeitungen ihren Namen, der zeitweise — ich nenne nur ihr „Ostpreußenlied“ und „Zwei Mütter“ — viel genannt und gelobt wurde. Dann wurde es still um die Dichterin, die nie versucht hat, für sich selbst zu werben und zu wirken. Unvergeßlich ist mir mein letzter Besuch, als sie schon im Bett lag und sich nur noch wenig bewegen konnte. Aber die Mattigkeit wurde besiegt, als sie von ihrer Heimat, über ihr Elternhaus und ihr ostpreußisches Dorf sprach.

Johanna Ambrosius wurde als Kind eines armen Handwerkers am 3. August 1854 in dem kleinen Kirchdorf Lengwethen im Kreise Ragnit geboren. Ihre Vorfahren gehörten der gleichen Zunft an. Die Dichterin war stolz, aus dem werktätigen Volk zu stammen. Ihre Muttersprache war das Plattdeutsche. Am meisten begeisterte sie in der Schule der Religionsunterricht. Sie lauschte gespannt den Erzählungen des von ihr verehrten Lehrers. Im Gedenken an die Dichterin wurde ihre Schule im Herbst 1936 nach ihr benannt. Ihr zu Ehren fand eine würdige Feier statt. In ihrem 11. Jahr wechselten die Eltern ihren Wohnort von Lengwethen nach Titschken. Das Kind empfand Sehnsucht nach der alten Heimat, aber ein kleiner Garten, zwar verwildert und ungepflegt, gab ihr die Möglichkeit, sich noch stärker als bisher der Landwirtschaft hinzugeben. Auf dem Giebel des Hauses hatte sich ein Storchenpaar ein Nest gebaut und kehrte 32 Jahre immer wieder zurück. Mit dem Leben dieser Tiere war das Leben der Kinder aufs innigste verknüpft, denn sie verfolgten die ersten Geh- und Flugversuche der stolz einher schreitenden Tiere bis zum Abflug in fremde Länder. Im Jahre 1868 hatte Johanna Ambrosius ihren Konfirmandenunterricht beim Superintendenten Jordan in Ragnit, dem Vater des Nibelungendichters. Zweimal in der Woche mußte sie trotz ihres zarten Körpers den Weg eine Meile hin und eine Meile zurück leisten. An weiten Feldern vorbei führte die Chaussee zum Tussainer Einnehmerhaus. Bilder von großer landschaftlicher Schönheit boten sich dem Auge dar. Zu Füßen rauschte der gewaltige, breite Memelstrom. Hinter den saftigen Wiesen des jenseitigen Ufers stieg der hohe Schreitlauker Tannenwald mächtig empor. Vom hochgelegenen, völlig verwilderten Kirchhof offenbarte sich die herbe Schönheit der ostpreußischen Heimat, die ihr von dieser Zeit her in Erinnerung blieb und dessen Eindruck sie elf Jahre später in ihrem bekannten volkstümlichen Ostpreußenlied Ausdruck gab, dessen erster Vers lautet:

> Sie sagen all, du bist nicht schön,
> mein trautes Heimatland,
> du trägst nicht stolze Bergeshöhn,
> nicht rebengrün Gewand,
> in deinen Lüften rauscht kein Aar,
> es grüßt kein Palmenbaum,
> doch glänzt der Vorzeit Träne klar,
> an deiner Küste Saum.

Einen besonders tiefen, nachhaltigen Eindruck hinterließ immer wieder das ergreifende Gedicht „Zwei Mütter“. Den Beweis dafür bringen viele Briefe und Erinnerungen, die sich in ihrer alten Truhe befinden. Der Dichter Prinz Emil von Schönaich-Carolath sagte: „Für dies *eine* Gedicht verdiente Johanna Ambrosius die Liebe der ganzen Menschheit.“

Wir erkennen die volkstümliche Art der Dichterin, die trotz schwerer Lebensarbeit trostreiche Worte findet, die aus wahrhaftem Empfinden kommen. Sie weiß alle Saiten des menschlichen Herzens anzuschlagen, sie reicht Früchte, die auf dem schwergepflügten Ackerboden ihrer ostpreußischen Heimat gewachsen sind. In ihren Dichtungen ist nichts künstlich Angelerntes, Erlesenes. Das schlichte Heimatdorf, die ostpreußische Scholle, das Leben im Kleinen wird uns in der herben Schönheit des schwermütigen Landes nachgebracht. Bei dem Wohllaut ihrer Gedichte läßt sich keine Bäuerin mit Dorfschulbildung vermuten. Sie kannte weder Formen noch Metrik der Lyrik. Das reiche Gemüt, die nimmermüde Sehnsucht, hoher Idealismus und der Drang nach dem Ewigen sind die Quellen, aus denen Johanna Ambrosius schöpft. Ihr sehnlichster Wunsch am Lebensabend, das Beste von ihren Gedichten und von einigen unveröffentlichten Manuskripten in einem Buch zusammenzufassen, fand leider keine Erfüllung, aber sie hatte noch in den letzten Lebensjahren erfahren, daß mit Hilfe des Oberpräsidiums von Ostpreußen ein schmaler Band veröffentlicht werden sollte. Das Andenken an den gütigen Menschen und die bescheidene Frau könnte keine bessere Ehrung finden.



Der Schiffbrüchige.



„Fliegen? Nee, ich danke, ich setze nicht mein Leben aufs Spiel. Ich warte lieber, bis ein Schiff vorbeikommt!“

Zakład graficzny i miejsce odbioru, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 18.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.